

SAMSTAGNACHMITTAGSKRIMIS

10 Kurzkrimis mit Clou



HANNO BERG

Hanno Berg

SAMSTAGNACHMITTAGSKRIMIS

10 Kurzkrimis mit Clou

Inhalt

Das Foto	7
Septembermond	13
Der Stich	18
Das Genie	22
Der Auftrag	30
Stadtklinik	36
Fremde DNA	42
Die Bilder des Herrn Herwig	48
Karottensalat	52
Das Geständnis	59

Das Foto

I

Alfred Henrich wurde 60. Er war seit drei Jahren Witwer, da seine Frau an einem Schlaganfall gestorben war und hatte auch keine Kinder. Zu seinem runden Geburtstag hatte er acht Freunde eingeladen, zu denen er seit der Schule ein gutes Verhältnis hatte.

Man saß in seinem Wohnzimmer, plünderte das Buffet und ließ sich das Bier und vor allem den Wein schmecken, den er als Kenner sehr gut ausgesucht hatte. Als die Stimmung auf dem Höhepunkt war, erzählte er von seinem letzten Geschäft, denn er war Bauunternehmer und hatte zuletzt ein Gemeindehaus für die Lukaskirche gebaut.

»Wir haben 18 Millionen umgesetzt«, erzählte der Hausherr nicht ohne Stolz. »Mein Reingewinn nach Steuern belief sich auf 1,2 Millionen.«

»Nicht schlecht!«, sagte sein Freund Rudi Müller. »Und was hast du mit dem Geld gemacht? Versoffen und zu den Nutten gebracht, glaube ich, ich kenne dich doch, Alfred Henrich! Oder stimmt das etwa nicht?«

Während die anderen Teilnehmer des Männerabends über Rudis Witz lachten, schüttelte der Gastgeber den Kopf.

»Ich bin doch nicht bescheuert und haue so viel Geld auf den Kopf, Leute! Nein, die Hälfte habe ich gut angelegt,

und die andere Hälfte habe ich hier in meinem Tresor. Ich will mir nämlich in den nächsten Tagen eine Villa im Tessin zulegen, die ich natürlich auch bar bezahlen möchte.«

»Hast du Fotos von dieser Villa, die du uns zeigen kannst, Alfred?«, fragte Reinhard Schock, den das Projekt sehr interessierte.

»Die habe ich ebenfalls im Tresor«, antwortete Alfred Henrich. »Wartet, ich hole sie!«

Mit diesen Worten stand er von seinem Sessel auf, nahm den Tresorschlüssel aus der Jackentasche und öffnete den Tresor, der hinter einem Bild im Wohnzimmer versteckt war. Dann nahm er die Fotos heraus, verschloss ihn wieder und hängte das Bild davor.

Alle stimmten ihrem Freund zu, dass es sich um eine ganz tolle Villa handelte, und beglückwünschten ihn zu diesem Kauf. Anschließend tranken sie noch ein bisschen mehr und unterhielten sich über dies und das, bis gegen 22:00 Uhr fast alle nach Hause fuhren. Der letzte Gast, Bernhard Zuber, blieb bis um 22:30 Uhr. Dann war Alfred Henrich allein. Als er sein Glas ausgetrunken hatte und zu Bett gehen wollte, klingelte es an der Haustür. Jemand musste etwas vergessen haben. Schwerfällig ging er durch den Flur und öffnete.

II

»Alfred Henrich war der Hausherr. Er hat gestern Abend Geburtstag gefeiert. Sein Tod trat gegen 23:00 Uhr ein, und

er wurde mit diesem Kaminhaken erschlagen«, sagte Kommissar Reichelt zu seinem Vorgesetzten, Hauptkommissar Peters, der gerade am Tatort angekommen war. »Der Rechtsmediziner ist gerade fort, und die anderen Fakten hat uns ein Freund des Opfers berichtet, der heute Morgen den Toten fand, als er ihn besuchen wollte. Er heißt Matthias Vorberg, war gestern Abend eingeladen, hat aber für die Tatzeit ein Alibi. Seine Frau, sein Sohn und seine Schwiegertochter können bezeugen, dass er gestern Abend um 22:15 Uhr zu Hause war und dortgeblieben ist.«

»Hat der Zeuge vielleicht noch andere Dinge von der Geburtstagsfeier berichtet, die uns helfen könnten, ein Motiv für die Tat und so den Täter zu finden, Reichelt?«

»Er hat gesagt, dass der Tote gestern von seinem letzten Geschäft berichtet hat. Er war Bauunternehmer, Herr Peters.«

»Und?«, fragte der Hauptkommissar. »Lassen Sie sich doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen! Ich sehe doch, dass Sie ungeduldig darauf warten, mir noch etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Alfred Henrich hatte 600 000 Euro von seinem letzten Geschäft im Tresor, mit denen er eine Villa im Tessin kaufen wollte. Und den Schlüssel zu diesem Tresor hatte er in der Jackentasche, was gestern Abend alle Gäste mitbekommen haben.«

»Und das Geld ist weg?«

»Ganz genau, Herr Hauptkommissar. Und der Schlüssel

steckt in der Tresortür.«

»Gibt es Fingerabdrücke?«

»Nur vom Toten selbst. Sowohl am Schlüssel als auch an der Tatwaffe gibt es ausschließlich seine Fingerabdrücke.«

»Wäre ja auch zu schön gewesen! Wussten noch andere von dem Geld?«

»Das wissen wir leider nicht genau. Der Zeuge konnte dazu leider keine Angaben machen.«

»Dann überprüfen wir zunächst die Alibis aller Personen, die gestern Abend im Haus waren. Sie alle sind unsere Hauptverdächtigen, und es sollte mich nicht wundern, wenn einer von ihnen der Täter ist. Um wie viele Leute handelt es sich?«

»Neun Leute haben an der Feier teilgenommen, also müssen wir noch sieben Leute überprüfen. Es handelt sich übrigens ausschließlich um Männer, alle im Alter von etwa sechzig Jahren. Schulfreunde des Toten eben.«

»Na, dann lassen Sie sich mal die Namen und Adressen von unserem Zeugen geben, Reichelt! Ich übernehme vier davon, die restlichen drei sind für Sie.«

III

»Na, Reichelt, haben Sie Ihre drei Verdächtigen überprüft? Haben sie alle ein Alibi für die Tatzeit?«

»Ja, Herr Hauptkommissar! Alle drei waren zum Tatzeitpunkt an anderen Orten und sind dort auch gesehen wor-

den. Zwei waren bereits zu Hause, und der andere saß zu dieser Zeit im Taxi, was der Taxifahrer bestätigen kann. Wie war es bei Ihnen?»

»Zwei Männer von meiner Liste habe ich bereits überprüft. Sie können es beide nicht gewesen sein, das ist ganz sicher. Also bleiben noch die letzten beiden Männer, ein Rudi Müller aus Altsternau und ein Markus Veith aus Lützellau. Wollen wir sie gemeinsam befragen?»

»Gerne, Herr Peters!«

»Dann kommen Sie!«

Die beiden Polizisten stiegen in den Dienstwagen des Hauptkommissars und fuhren nach Altsternau zur Wohnung von Rudi Müller. Sie befragten den Verdächtigen im Beisein seiner Frau.

»Zwischen 22:45 Uhr und 23:15 Uhr, sagen Sie?«, fragte Rudi Müller.

Die Beamten nickten.

»Da muss ich in der Straßenbahn nach Hause gesessen haben«, dachte Müller laut nach. »Aber warten Sie! Ich habe etwa um diese Zeit in der Straßenbahn einen Gitarrenspieler fotografiert, der so toll spielte, dass alle ganz begeistert waren.«

Er holte sein Handy hervor und durchsuchte den Speicher.

»Da ist das Foto! Wenn ich mich nicht irre, sitzt da hinten auch Markus. Er fuhr in derselben Straßenbahn, weil er noch seine Freundin in Altsternau besuchen wollte. Aber

ich glaube, er hat mich nicht gesehen.«

»Handelt es sich um Markus Veith?«, fragte der Hauptkommissar.

Als der Verdächtige nickte, bat er um das Handy. Dieser reichte es ihm, und Peters gab es weiter an Kommissar Reichelt, der es in die Tasche steckte.

»Mein Handy, warum ...?«

»Ja, Herr Müller, Sie haben uns gerade den Beweis dafür geliefert, dass Sie der Täter sind!«

»Ich, wieso ...?«

»Auf Ihrem Handy befindet sich ein Foto des außer Ihnen einzigen Tatverdächtigen zur genauen Tatzeit, zwanzig Kilometer vom Tatort entfernt. Damit hat auch Markus Veith, wie die anderen Gäste der Geburtstagsfeier von Alfred Henrich, ein Alibi, genauer gesagt, wie alle anderen bis auf Sie. Sie können also dieses Foto nicht geschossen haben, weil Sie am Tatort gewesen sein und dort den Mord verübt haben müssen. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Jedes Leugnen ist zwecklos. Ihre Täterschaft ist damit bewiesen.«

Rudi Müller gab nach kurzer Überlegung zu, dass seine Frau das Foto gemacht hatte und dass er der Täter war. Er hatte sich von dem Geld ein Haus kaufen wollen. Er bekam fünfzehn Jahre, die er aber nicht mehr ganz absitzen konnte, weil er kurz vor Ende seiner Haft starb.

Septembermond

I

Er hatte ihren neuesten Krimi gesehen. Es war derselbe Krimi, der in der Zeitung nach und nach abgedruckt wurde, und er hieß »Septembermond«.

Normalerweise las er nie den Zeitungskrimi, aber da sie ihm vor einigen Tagen vorgeworfen hatte, ihn interessiere nicht die Bohne, was sie tue, nahm er sich vor, den Krimi in seiner geliebten Zeitung diesmal zu verfolgen, um auf dem Laufenden zu sein.

In diesem Krimi gab es ein Ehepaar, das sich auseinandergelebt hatte, sich gegenseitig nur noch das Leben schwer machte, ja nahezu einen Hass auf den jeweils anderen entwickelte.

Der weiblichen Hauptfigur im Krimi fiel es dann ein, ihren Partner mit Gift zu beseitigen, und sie recherchierte tagelang im Internet, welches Gift wohl zweckmäßig sei, weil man es später im Körper des Opfers nicht mehr nachweisen konnte.

Die Wahl der Protagonistin fiel dann auf das Medikament Zykloton. Gab man es in flüssiger Form etwa 14 Tage lang hintereinander zusammen mit Speisen oder Getränken, die viel Zucker enthielten, so starb das Opfer an Herzstillstand. Bei einer eventuellen Obduktion konnte jedoch der Gerichtsmediziner die Vergiftung nicht mehr nachweisen.

II

Er las weiter in seinem Zeitungskrimi und verfolgte, wie die Täterin ihren Mann langsam vergiftete. Zuerst amüsierte ihn die Geschichte, und er erwartete die Fortsetzung jeden Tag mit Spannung. Dann aber machte er zu Hause eine Entdeckung, die ihn doch ein wenig verstörte.

Als er nämlich eines Tages im Medikamentenschrank im Bad nach einer Kopfschmerztablette suchte, fand er dort ein Fläschchen mit flüssigem Zykloton, das seine Frau offenbar angeschafft hatte, ohne dass er davon etwas mitbekam.

Sofort musste er an den Mord in »Septembermond« denken, und er fragte sich nun, ob seine eigene Frau ihn denn so abgrundtief hasste, wie die Hauptakteurin des Krimis ihren Mann.

Gott sei Dank hatte er heimlich denselben Krimi gelesen wie seine Frau und somit den gleichen Wissensstand über das mörderische Medikament wie sie. Er wusste nicht, wie lange sie es ihm schon verabreichte, aber er wusste, wie sie es tat, ja tun musste, weil es keine andere Möglichkeit gab.

Das einzige Nahrungsmittel, das ausreichend Zucker enthielt und welches er täglich zu sich nahm, war sein Apfelsaft zum Frühstück. Ansonsten konnte man ihn mit Süßem jagen, er mochte weder Schokolade noch Kuchen, Pudding oder andere Süßigkeiten, und so blieb nur dieser Saft am Morgen.

Nach Symptomen, die seine Vergiftung betrafen, musste

er nicht suchen. In dem Krimi war nämlich deutlich beschrieben, dass eine Zykloton-Vergiftung keinerlei körperliche Symptome beim Opfer hervorrief.

Er würde seiner Frau keine Chance geben, ihre Tat an ihm zu vollstrecken, und von nun an den Apfelsaft in die Blumen gießen, wenn sie nicht hinschaute. Und er würde von nun an selbst zum Angriff übergehen.

III

Er wunderte sich ein wenig, dass man ein so gefährliches Medikament frei im Handel bekam, als er eine Flasche mit 500 ml Zykloton im Internet kaufte. Offenbar kam so gut wie nie jemand auf die Idee, das Zeug für einen Mord zu verwenden. Aber es war ihm gleich. Von heute an würde er seiner Frau die erforderliche Dosis von 20 mg in gezuckerten Speisen verabreichen, 14 Tage lang, wie es nötig war, und dann wäre er der Überlebende. Seinen Apfelsaft würde er bis zu ihrem Tode fortgießen, damit sie keine Chance hatte, ihn auf diese perfide Art zu beseitigen.

Er las den Zeitungskrimi in den nun folgenden 14 Tagen zu Ende und konnte so verfolgen, wie die Mörderin ihren Mann tatsächlich langsam und grausam vergiftete. Allerdings nutzte ihr sein Tod nicht lange, denn das Geld, das sie von ihm erbte, steckte sich ein Anlageberater ein, der sie um Millionen betrog. So hatte diese Frau ihr Fett weg, und er war doch ganz zufrieden mit dem Ausgang der Ge-

schichte.

Seine eigene Frau allerdings würde auf die Weise sterben, die sie ihm zgedacht hatte. Er konnte eigentlich noch immer nicht so recht verstehen, warum sie ihn mit Zykloton vergiften wollte, denn er hatte bisher immer geglaubt, sie sei glücklich mit ihm und entbehre nichts.

Heute würde sie die letzte Dosis des Medikaments erhalten und dann wohl noch vor dem Abend einen Herzstillstand erleiden. Zumindest wurde es so im Krimi »Septembermond« beschrieben.

Seine Frau hatte sich offenbar bisher nicht gefragt, warum er noch nicht tot war, denn sie musste ihm das Zykloton inzwischen wohl ebenfalls mindestens 14 Tage lang in seinen Apfelsaft gemischt haben. Es wunderte ihn ein wenig, denn er hätte ihrerseits eine andere Reaktion erwartet. Auf andere Gedanken bezüglich dieser Sache kam er jedoch nicht, und er beobachtete schmunzelnd, wie sie ihren süßen Tee zu sich nahm, den er mit der letzten Gabe Zykloton präpariert hatte.

Nun musste er nur noch wenige Stunden warten, und dann würde sie tot in ihrer Wohnung liegen, während er bei der Arbeit außer Haus war, und niemand auch nur den Hauch eines Verdachtes gegen ihn hätte.

IV

Als er fröhlich vom Tisch aufstand, um sich liebevoll von

ihr zu verabschieden und ihr einen schönen Tag zu wünschen, hatte er noch keinerlei Argwohn. Auf dem Weg zum Auto allerdings bekam er so starke Kreislaufprobleme, dass er es kaum bis hinter das Steuer schaffte. Dort wurde ihm schwarz vor Augen. Schließlich sackte er in sich zusammen und war fünf Minuten später tot.

Der Notarzt, den seine Frau auf Drängen der Nachbarin, die in fand, rief, stellte einen Schlaganfall fest. Für eine Obduktion sah niemand einen Anlass. Er war einfach ein gestresster, nahezu 60 Jahre alter Mann, der sich beruflich übernommen und nicht sonderlich gesund gelebt hatte. So wie er endeten viele Männer seiner Generation, und niemand wunderte sich darüber.

In Wahrheit aber hatte er einen Fehler gemacht. Am Ende des Buches »Septembermond« war in einer Stellungnahme des Autors zu lesen, dass er das Medikament Zykloton nur als Gift benannt hatte, es in Wahrheit aber kein solches war und man somit niemanden damit umbringen konnte. Da dieser Zusatz aber nur im Buch selbst zu lesen war, nicht aber im Fortsetzungsroman der Zeitung, hatte nur seine Frau davon gelesen, er selbst aber nicht.

Also hatte sie ihn mit dem Kauf des Medikaments getäuscht, ihn so denken lassen, sie wolle ihn auf diese Weise töten und seine Reaktion erwartet, um ihn in Sicherheit zu wiegen, denn sie war dahintergekommen, dass er den Roman in der Zeitung verfolgte.

Schließlich hatte sie ihm ein Gift verabreicht, das zum

Schlaganfall führte, und bei einer normalen Untersuchung nicht im Körper nachzuweisen war.

So konnte sie nun zusammen mit ihrem neuen Freund das Geld ihres Mannes ausgeben und ein schönes Leben führen, ganz anders als die Frau in ihrem Roman »Septembermond«.

Der Stich

I

Der Tote hieß Harald Brenner, 62 Jahre alt, verheiratet, zwei erwachsene Kinder. Er arbeitete seit Jahrzehnten als Lagermeister in einer kleinen Firma am Stadtrand. Am frühen Morgen fand ihn ein Nachbar im Hinterhof des Mietshauses, nur wenige Meter von der Kellertreppe entfernt.

Kommissar Reichelt war einer der ersten am Tatort. Die Gerichtsmedizinerin kniete neben dem Körper und zeigte auf die Wunde. »Ein einzelner Stich«, sagte sie. »Von hinten. Zwischen die Schulterblätter. Sofort tödlich.«

»Tatwaffe?«

»Vermutlich ein Küchenmesser. Nicht gefunden.«

Reichelt nickte. »Raub?«

»Nein. Portemonnaie, Handy, Uhr – alles da.«

Der Kommissar sah sich um. Ein schmaler Hof, Mülltonnen, ein alter Fahrradständer. Nichts Auffälliges.

Ein Nachbar, ein Herr um die sechzig, trat vorsichtig heran. »Ich habe gestern Abend Streit gehört«, sagte er. »Es war Harald und ... ich glaube, es war dieser junge Mann aus dem dritten Stock. Der Freund von seinem Sohn. Lukas heißt er.«

Reichelt notierte den Namen. »Worum ging es?«

»Um Geld. Ich habe nur Wortfetzen gehört.«

Der Kommissar bedankte sich und machte sich auf den Weg zu Lukas Weber.

II

Lukas Weber öffnete die Tür sofort. Er wirkte blass, aber gefasst.

»Herr Weber«, begann Reichelt, »wir müssen mit Ihnen über Harald Brenner sprechen.«

»Ich habe gehört, was passiert ist. Das ist furchtbar.«

»Sie hatten gestern Abend Streit mit ihm.«

»Ja ... wegen 300 Euro. Aber das war nichts Dramatisches.«

»Wo waren Sie zwischen 21:30 Uhr und 22:00 Uhr?«

»Zu Hause. Allein.«

Reichelt sah ihn lange an. »Wissen Sie, wie er gestorben ist?«

Lukas schluckte. »Ja. Ich habe es getan.«

Der Kommissar hob die Augenbrauen. »Sie haben ihn getötet?«

»Ja«, sagte Lukas leise. »Ich habe ihn ... in den Bauch gestochen.«

Reichelt sah ihn prüfend an. »In den Bauch?«

»Ja«, wiederholte Lukas. »Ich habe ihn in den Bauch gestochen.«

Der Kommissar nickte langsam. »Gut. Wir melden uns.«

Als Lukas die Tür schloss, atmete er tief durch. Es war ein riskanter Plan, aber er war sicher, dass er funktionieren würde.

III

Der zweite Verdächtige war Tobias Brenner, der Sohn des Opfers. Er war am Abend zuvor ebenfalls im Haus gewesen.

»Ich hatte Streit mit meinem Vater«, sagte Tobias. »Aber ich habe ihn nicht getötet.«

»Worum ging es?«

»Um Geld. Wie immer.«

»Wo waren Sie zur Tatzeit?«

»Im Fitnessstudio. Da sind Kameras. Sie können das überprüfen.«

Die Kameras zeigten ihn tatsächlich dort – allerdings nur bis 21:20 Uhr. Danach verließ er das Studio. Der Weg nach Hause dauerte zu Fuß zehn Minuten. Die Tatzeit lag zwischen 21:30 Uhr und 21:45 Uhr.

»Sie hätten es also tun können«, sagte Reichelt.

»Ich war es nicht.«
»Wissen Sie, wie Ihr Vater gestorben ist?«
»Nein. Ich habe nur gehört, dass er erstochen wurde.«
Reichelt nickte. »Gut.«

IV

Am nächsten Morgen saßen die Ermittler zusammen.

»Der junge Weber hat gestanden«, sagte Reichelt. »Aber falsch.«

»Falsch?«, fragte Hauptkommissar Peters.

»Er behauptet, er habe in den Bauch gestochen. Das Opfer wurde aber in den Rücken getroffen. Er hat also kein Täterwissen.«

Peters nickte. »Dann wollte er jemanden schützen.«

»Genau das denke ich auch.«

»Und wen?«

»Den Sohn. Tobias Brenner. Er hatte Streit, er war in der Nähe, und er hat kein Alibi für die entscheidende Viertelstunde.«

»Dann ist der Fall klar«, sagte Peters. »Weber versucht, Brenner zu decken. Also ist Brenner der Täter.«

V

Drei Monate später wurde Tobias Brenner wegen Totschlags verurteilt. Er beteuerte bis zuletzt seine Unschuld.

Lukas Weber saß im Zuschauerraum. Er wirkte ruhig, beinahe erleichtert. Niemand bemerkte, dass er der Einzige war, der wusste, dass Harald Brenner jeden Abend denselben Weg durch den Hinterhof nahm. Niemand fragte, warum er am Tatabend plötzlich seine Wohnung verlassen hatte. Niemand wunderte sich darüber, dass er den Stich genau falsch beschrieben hatte – so falsch, dass es perfekt passte. Die Polizei war überzeugt gewesen, er wolle seinen Freund schützen. Dabei hatte er nur sich selbst geschützt. Tobias Brenner ging ins Gefängnis. Lukas Weber ging nach Hause. Und der wahre Täter lächelte, als er die Haustür hinter sich schloss.

Das Genie

I

Er hatte es getan.

Professor Theo Mälzer wischte sich den Schweiß von der Stirn, der mit den Gedanken über seine Tat über ihn gekommen war. Er hatte Eva tatsächlich umgebracht. Er konnte es kaum fassen.

Es war ganz leicht gewesen. Er tat das Gift, das er von seinem Bekannten in der Apotheke bekam, in ihren Tee, sie trank, und kaum eine Viertelstunde später wand sie sich mit Magenkrämpfen auf dem Teppichboden ihres Apart-

ments und starb eines unangenehmen Todes. Er musste nur zusehen und gar nichts anderes mehr tun, als ihren Totenkampf zu beobachten.

Eva war seine Doktorandin gewesen, ein Physikgenie, wie es im Buche stand. Ihre Doktorarbeit war nahezu fertig, und sie sagte am Abend vor ihrem Todestag zu Dr. Eifer, seinem Assistenten, mit dem sie wohl auch liiert war, dass sie ihrem Professor die Arbeit am nächsten Tag zuschicken werde.

Sie wollte noch einige Dinge verbessern, kleine Fehler, die es noch zu ändern galt. So genau verstand er sie nicht, denn er horchte durch die Tür, die einen Spalt geöffnet war, ohne dass die beiden ihn bemerkten. Er kam etwas später, als die beiden schon einige Minuten geredet hatten. Dabei bekam er aber noch ganz genau mit, was dieses Flittchen vorhatte.

Er erpresste sie damals, nachdem sie sich für die Promotion bei ihm gemeldet hatte und zwang sie, mit ihm ins Bett zu gehen. Andernfalls werde er sie so schlecht bewerten, dass sie ihre Habilitation vergessen konnte. Eva war einfach sehr hübsch und genial, eine Mischung, die ihn als Mann reizte. Sie tat, was er verlangte.

Gestern aber teilte sie Dr. Eifer mit, sie werde ihn bei seiner Frau anschwärzen, wenn sie ihren Doktor habe. Hatte er das verdient? Seine Frau war ihm schon seit Jahren egal und vergnügte sich manchmal mit irgendwelchen Gigolos, die sie in der Tanzschule kennenlernte, in der sie zweimal die Woche tanzte. Wenn sie aber davon erführe, dass er sie

mit Eva betrogen hatte, würde sie sich scheiden lassen, und es wäre mit seinem Luxusleben auf Kosten der Firma, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, vorbei.

Als Professor verdiente er zwar sehr gut, aber für sein teures Hobby, nämlich Oldtimer-Sportwagen und Rallyes damit in der ganzen Welt, würde es nicht reichen. Außerdem liebte er sündhaft teure Weine und kubanische Zigarren, und er fuhr öfter auch mit Brigitte, so hieß seine Frau, in die Karibik, nach Dubai oder auch nach Fernost in den Urlaub.

Keine Frage, Brigitte dürfte von seinem Techtelmechtel mit Eva nichts erfahren, und zwar nicht deshalb, weil sie eifersüchtig war, sondern, weil sie ihren Ruf als gute Ehefrau eines erfolgreichen und treuen Physikprofessors an der Uni München nicht gefährden wollte. Sie hätte ihm jeden Fehltritt verziehen, aber wenn öffentlich bekannt wurde, dass er fremdging, würde sie zur Furie werden.

Deswegen hatte er sich das Gift besorgt, war zu Eva gefahren und hatte sie getötet. Heute Abend um 19:00 Uhr.

II

Gegen 20:00 Uhr kam Theo Mälzer in der Fakultät an. Er achtete darauf, dass die Kollegen und Studenten, die sich um diese Zeit noch dort befanden, mitbekamen, dass er um diese Zeit dort ankam und sich in den folgenden Stunden dort aufhielt.

In seinem Büro holte er Evas Laptop hervor, den er aus

ihrer Wohnung mitgenommen hatte und auf dessen Festplatte sich ihre Promotionsschrift befand und rief den Text und die Berechnungen seiner Studentin auf. Nach etwa einer Stunde hatte er die Korrekturen vorgenommen, die Eva gestern Abend mit Ralf Eifer besprochen hatte.

Schließlich war er zufrieden und schickte die Arbeit von Evas Computer per E-Mail-Anhang an seinen eigenen Rechner. Es war 21:18 Uhr.

Damit hatte er sein Alibi gesichert, denn wenn Eva um diese Zeit ihre korrigierte Fassung der Arbeit an ihn geschickt hatte, konnte sie nicht vorher schon tot gewesen sein. Er aber befand sich seit etwa 20:00 Uhr in der Fakultät, wofür es viele Zeugen gab.

Der Professor rieb sich die Hände. Er würde Evas Laptop anschließend noch so entsorgen, dass ihn niemals jemand finden könnte, und dann würde ihm die Polizei nie auf die Schliche kommen. Alles war perfekt.

Gegen 23:00 Uhr verließ er die Fakultät, um nach Hause zu fahren und auf dem Weg dorthin den Laptop zu entsorgen. Als er eine Stunde später bei Brigitte ankam, war er völlig zufrieden und gönnte sich eine Havanna und einen französischen Rotwein. Niemand konnte ihm den Mord an Eva nachweisen, und Brigitte würde nun nichts von seiner Affäre mit ihr erfahren.

III

Am nächsten Mittag fand man Eva tot in ihrer Wohnung. Alles sah nach Raubmord aus, denn ihr Fernseher war fort, ihr Laptop, der Schmuck, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte und auch etwa 300 EUR Bargeld, die sie in ihrer Wohnung aufbewahrt hatte. Der Professor hatte all diese Dinge mitgenommen und entsorgt, damit es nach Raubmord aussah.

Nachdem Evas Freund, Dr. Ralf Eifer, der die Tote auch fand, seinen Schock überwunden hatte, teilte er Kriminalhauptkommissar Barzel, der die Ermittlungen übernahm, all diese Dinge mit. Und noch etwas fiel dem Assistenten von Professor Mälzer auf, worüber er aber zunächst mit niemandem sprach.

Hauptkommissar Barzel und seine Leute untersuchten die Wohnung der Toten sehr genau, fanden dort aber keinen Hinweis auf die Affäre der Toten mit ihrem Professor, und auch dessen Assistent verschwieg den Kriminalbeamten, was er darüber wusste.

Nach der Obduktion teilte der Gerichtsmediziner den Ermittlern mit, der Tod sei durch ein bekanntes Gift eingetreten. Wann die Tote das Gift zu sich genommen habe und wann genau sie gestorben sei, könne er aber nicht sagen. Es müsse irgendwann zwischen 18:30 Uhr und 22:00 Uhr am Vortag gewesen sein. Dies könne er mit Bestimmtheit sagen.

Als der Hauptkommissar den Professor befragte, erfuhr er, dass dieser am Vorabend gegen 20:00 Uhr in der Fakultät angekommen war und gegen 21:18 Uhr eine E-Mail von Eva Sturz mit ihrer Doktorarbeit im Anhang bekommen habe. Kollegen und Studenten bestätigten Mälzers Aussage, und den Eingang der E-Mail konnte der Professor beweisen.

Der Hauptkommissar folgerte daraus, dass die Tote erst nach 21:18 Uhr getötet worden sein musste, und dass der Professor ein Alibi für die Tatzeit hatte. Damit mussten sich die Ermittlungen auf andere mögliche Täter beziehen, und Mälzer war aus dem Geschäft. Aber welches Motiv sollte dieser auch gehabt haben? Es war nichts, rein gar nichts bekannt, was ihn belastete. Dennoch wurde der Kriminalbeamte das Gefühl nicht los, dass er nicht alles über diesen Physiker wusste.

IV

Einige Wochen später – die Ermittlungen im Mordfall Eva Sturz waren keinen Schritt weitergekommen – suchte Ralf Eifer Professor Mälzer in seinem Büro auf und schloss die Tür hinter sich. Der Professor war ganz in Gedanken und fragte, was sein Assistent von ihm wolle.

»Ich kann beweisen, dass Sie Eva umgebracht haben, Herr Professor«, antwortete Dr. Eifer. »Sie wollten sie beseitigen, damit nicht bekannt wurde, dass Sie sie zu einer Affäre ge-

zwungen haben.«

Mälzer war völlig perplex. Welche Beweise hatte denn dieser unverschämte Kerl für seine Tat?

»Womit wollen Sie denn meine Täterschaft beweisen, Dr. Eifer?«

»Sie haben das gar nicht bemerkt, denn seit Sie Professor geworden sind, haben sie abgebaut und ihr Fach und dessen Weiterentwicklung gar nicht mehr richtig verfolgen können. Eine große Leuchte waren sie allerdings eh nie, wie ich vermute, schon gar nicht ein Genie wie Eva.«

»Kommen Sie zum Punkt, Eifer!«, sagte der Professor, heiser und durchaus aggressiv.

»Also gut, Herr Professor, das Folgende beweist Ihren Mord: Wie Sie vielleicht mitbekamen, hatte Eva mir am Vorabend ihres Todes Fehler ihrer Doktorarbeit aufgelistet, die sie noch verbessern wollte, bevor sie sie Ihnen schickte. Sie müssen durch die Tür unbemerkt zugehört haben, denn sie war nicht verschlossen.«

»Ja, und? Die Fehler sind von ihr verbessert worden, und dann hat sie mir die Arbeit geschickt. Als ich schon in der Uni war, wie die Polizei bereits feststellte.«

»Ich sagte ja bereits, dass Sie kein Genie wie Eva sind, Herr Mälzer. Ich weiß genau, dass nicht Eva selbst ihre Fehler verbessert hat, sondern Sie, was Ihr Alibi platzen lässt.«

»Ich?«

»Ja, genau! Ich habe mir Evas Arbeit, wie Sie wissen, angesehen. Auch wenn ich nicht ihren Kopf habe, Eva war ein

einzigartiges Talent, fand ich in der Arbeit, die Sie so erhalten haben wollen, den Fehler, den Eva mir am Abend zuvor als Hauptfehler benannt hat, den sie unbedingt noch verbessern wollte, nämlich einen Fehler bei einer grundlegenden Gleichung. Ich vermute, Sie haben nicht unser ganzes Gespräch belauscht und waren bei Ihrer Korrektur zu dumm, diesen Fehler zu finden. Ich aber habe ihn natürlich noch in der Arbeit entdeckt und kann somit beweisen, dass Eva diese nicht korrigiert hat, was ich mit Hilfe des Gutachtens anderer Kollegen auch der Polizei belegen könnte. Zusammen mit allen anderen Fakten wird der ermittelnde Beamte dann vor Gericht darlegen können, dass Sie der Täter sind. Das wäre Ihr Ende, Herr Mälzer!«

»Und was wollen Sie nun für ihr Schweigen haben?«, fragte der Professor.

»Sie werden meine Habilitation unterstützen, die Sie bisher nie in Erwägung gezogen haben, und anschließend finden Sie eine geeignete Professur für mich.«

Zehn Jahre später starb Professor Mälzer, der bis dahin in Freiheit und Luxus gelebt hatte, eines natürlichen Todes. Den Leichnam von Dr. Eifer fand man nie, denn der Professor hatte dafür gesorgt, dass man ihn nicht finden konnte.

Der Auftrag

I

Dieses Schwein! Emilia Grotten konnte sich kaum noch fassen. Sie hatte gerade erst erfahren, was er gemacht hatte. Es war kaum zu glauben. Aber ihre Quelle war sehr zuverlässig, sodass es keinen Zweifel geben konnte. Er hatte es damals tatsächlich getan.

Emilia überlegte lange, was nun zu tun war. Schließlich hatte sie ihren Entschluss gefasst. Sie musste nur noch ihre fast erwachsene Tochter Laura überreden. Dann würden sie ihn gemeinsam zur Rechenschaft ziehen können. Was er getan hatte, betraf auch Laura. Und sie würde schon mitmachen, da war sich Emilia sicher.

Zuerst aber würde sie ihren Plan mit Doktor Grenzberg besprechen. Der musste ihm den Auftrag geben, und ihn dann dazu zwingen, zu tun, was Emilia wollte. Also warf sie sich in Schale und fuhr zum Anwesen von Doktor Grenzberg, das draußen am Stadtrand in einem Villenviertel gelegen war.

Sie klingelte am Tor, das den kleinen Park des Anwesens verschloss und nannte ihren Namen und ihr Anliegen, Doktor Grenzberg zu sprechen. Minuten später ließ man sie ein. Emilia wurden die Knie weich. Doktor Grenzberg war so etwas wie der Mafiaboss der Stadt. Wie, wenn er sich nun gar nicht auf das Geschäft einließ, das sie mit ihm vor-

hatte?

Aber ihre Zweifel waren unbegründet. Der große Boss ließ sie zu sich führen und begrüßte sie sehr charmant. Dann fragte er sie, was sie von ihm wolle.

»Sie beschäftigen doch einen Auftragskiller namens Tim«, sagte Emilia, die wusste, dass Doktor Grenzberg seine Leute nur beim Vornamen nannte und nur darauf achtete, dass sie ihre Aufgaben erfüllten, sich ansonsten aber nicht um ihr Leben kümmerte. »Ich hätte da einen Wunsch, der diesen Tim betrifft!«

II

»Tim, ich habe einen neuen Auftrag für Sie!«, sagte Doktor Grenzberg, als dieser sein Handy eingeschaltet hatte.

»Um wen handelt es sich?«, fragte Tim interessiert.

»Mein Friseur wird Ihnen ein Bild des Mannes zeigen, den Sie aus dem Weg schaffen sollen, Sie kennen doch meinen Friseur?«

»Salon Rübich in der Schweriner Straße, wenn ich mich recht entsinne«, sagte Tim, der schon öfter von anderen Mitarbeitern Grenzbergs Fotos von Leuten, die er töten sollte, erhalten hatte, und sich deshalb nicht die Spur wunderte, dass er diesmal Otto Rübich aufsuchen sollte.

»Genau!«, sagte der Boss und räusperte sich. »Von Otto Rübich bekommen Sie auch die Waffe und ein Magazin mit Patronen, wie Sie es gewohnt sind.«

»Okay, Boss, ich fahre jetzt gleich in die Schweriner Straße! Es ist doch schon alles bereit?«

»Aber klar, Tim! Sie können sofort loslegen.«

Tim schaltete sein Handy aus. Für diesen Auftrag würde er wieder 20.000 Euro cash bekommen, wie immer, wenn er für Grenzberg arbeitete, und die konnte er gut gebrauchen.

Er trank noch einen Kaffee und stieg dann in seinen Wagen. 20 Minuten später kam er beim Salon von Otto Rübich an.

»Hallo Otto!«, begrüßte er den Besitzer, der gerade noch den Kopf eines jungen Mannes bearbeitete. »Lass dir Zeit! Ich kann warten.«

Er setzte sich auf einen Sessel, der neben dem des jungen Mannes stand, schaute sich im Spiegel an und wartete, dass Otto fertig wurde. Endlich war es so weit. Der Kunde zahlte und verließ das Geschäft. Nun war Tim mit Rübich allein.

»Du weißt, was ich will?«, fragte er, und Rübich nickte.

»Einen Moment! Ich hole nur Pistole und Magazin von drüben.«

Er ging ins Hinterzimmer und kam mit der Waffe und den Patronen zurück.

»Und das Foto meines Kunden?«, fragte Tim. »Der Boss hat gesagt, auch das bekäme ich bei dir.«

»Er hat dir gesagt, ich würde dir sein Bild zeigen?«, fragte Rübich lächelnd. »Da, schau hin!«

Er zeigte auf den Spiegel.

»Willst du mich verkohlen?«, fragte Tim gereizt.

»Nein! Der Boss hat gesagt, dass er will, dass du dich selber tötest.«

»Das ist doch wohl ein Witz!«, entfuhr es Tim. »Ich werde mich natürlich nicht erschießen, ganz bestimmt nicht, warum auch?«

»Der Boss meint, du sollst ihn anrufen und fragen«, sagte Rübich ruhig. »Er sagte, wenn du weißt, warum er das fordert, wirst du es tun.«

Völlig perplex verließ Tim den Salon und eilte zu seinem Auto. Natürlich würde er den Boss anrufen. Das konnte doch wohl nur ein dummer Scherz sein.

III

»Hallo, Boss! Ich war gerade bei Otto Rübich, und der hat mir gesagt, Sie wollen, dass ich mich selber töte.«

»Stimmt, Tim!«, sagte Doktor Grenzberg ruhig. »Ich persönlich habe gar nichts gegen Sie, aber mein Auftraggeber will Sie nun einmal tot sehen, und deshalb ...!«

»Ich werde mich doch nicht selber umbringen, bloß weil es Ihr Auftraggeber so wünscht!«

»Sie werden sich das schon noch reiflich überlegen, da bin ich mir sicher!«, sagte der Boss.

»Und warum?«

»Schauen Sie auf ihr Handy! Dort ist gerade ein Video für Sie angekommen. Ich glaube, der Inhalt wird Sie sehr interessieren.«

Mit diesen Worten legte Doktor Grenzberg auf. Tim war unterdessen unruhig geworden und schaute sich die neu eingegangenen Dateien an. Es war tatsächlich ein Video darunter, das vor wenigen Minuten an ihn gesandt worden war.

Ungeduldig eröffnete er die Datei und schaute sich das Video an. In einem nur von einer einzigen Glühbirne beleuchteten Kellerraum saßen seine Frau und seine Tochter an ein Bett gekettet nebeneinander.

Beide wiesen Spuren von Schlägen im Gesicht auf und waren völlig fertig. Seine Tochter schrie, während seine Frau ihn flehentlich bat, zu tun, was ihre Entführer forderten, andernfalls würden sie beide noch am selben Tag sterben. Dann trat ein maskierter Mann ins Bild, schlug beiden Frauen mit der flachen Hand ins Gesicht und sagte: »Tim, wenn du nicht tust, was unser Chef will, sterben die beiden noch heute Abend!«

An dieser Stelle endete das Video.

Tim war außer sich. Sie hatten seine Frau und seine Tochter, das Liebste und einzige, was ihn an dieser Welt interessierte. Und sie waren brutal. Es gab keinen Zweifel, sie würden tun, was sie gesagt hatten. Er rang noch eine Weile mit sich selbst. Dann schob er das Magazin in die Pistole, entsicherte sie und hielt sie sich in den Mund. Nach einer kurzen Sekunde des Zweifels drückte er ab.

IV

»Mein lieber Doktor Grenzberg, ich danke Ihnen und Ihren Leuten für die Hilfe bei meiner Rache!«, sagte Emilia und übergab dem Gangsterboss ein Bündel Euronoten. »Hier sind Ihre Hunderttausend, die haben Sie sich redlich verdient.«

»Es war mir ein Vergnügen, mit Ihnen zusammenzuarbeiten, Frau Grotten. Nur Ihr Mann dürfte damit ein kleines Problem gehabt haben.«

»Jedenfalls hat er nicht gemerkt, dass Laura und ich ihm die Entführung nur vorspielten und offensichtlich Ihre Leute so ernst genommen, dass er dachte, sie würden uns tatsächlich töten und sich umbrachte, um dies zu verhindern.«

»Aber er muss Sie und Ihre Tochter auch sehr geliebt haben, denn sonst hätte er es nicht getan, glaube ich.«

»Hätte er diese Liebe gezeigt, als er meinen Vater und damit Lauras Opa vergiftete, um an sein Vermögen zu kommen! Dann hätten wir ihn nicht rächen müssen. Aber als ich erfuhr, dass er das getan hatte, war meine Liebe zu ihm am Ende. Ich habe meinen Vater damals in den Armen gehalten, als er starb und ihm dabei geschworen, dass ich hunderttausend Euro dafür ausgeben werde, seinen Mörder zu bestrafen. Sechs Jahre später hat mir Tim die Tat gestanden, und deshalb ist er nun tot. Alles hat seine Grenzen, auch die Liebe!«

»Lassen Sie uns auf die Gerechtigkeit anstoßen, und nicht

auf die Liebe!«, sagte Doktor Grenzberg und schenkte seinem Gast und sich selbst ein Glas Champagner ein.

Emilia Grotten hob ihr Glas und stieß mit dem Gangsterboss an. Sie fand es schon etwas merkwürdig, aus seinem Mund das Wort »Gerechtigkeit« zu hören, aber irgendwie stimmte es in diesem Fall tatsächlich. Der Tod ihres Mannes war gerecht, wenn man sich überlegte, was er getan hatte, und dabei dachte sie nicht nur an den Tod ihres Vaters.

Stadtklinik

I

Der beliebte Seriendarsteller Sven Hartmann wurde an einem Dienstagabend tot in seinem Haus in München aufgefunden. Der Rechtsmediziner stellte schnell fest, dass er Opfer eines Gewaltverbrechens geworden war. Die Tat musste zwischen 20:00 Uhr und 22:00 Uhr geschehen sein.

Hauptkommissar Stein übernahm die Ermittlungen.

Hartmann hatte an diesem Tag noch bis zum Nachmittag am Set der erfolgreichen Fernsehserie *Stadtklinik* gearbeitet. Fast alle Schauspieler der Hauptbesetzung wurden deshalb befragt.

Doch die Ermittlungen kamen nicht voran.

Mehrere Kollegen hatten zwar Streit mit dem Toten gehabt. Einer war neidisch auf seinen Erfolg gewesen, ein an-

derer hatte mit ihm um eine lukrative Werbekampagne konkurriert. Doch alle Verdächtigen verfügten über wasserdichte Alibis.

Besonders überzeugend war die Aussage von Martin Keller, ebenfalls Schauspieler der Serie.

»Ich habe den Abend mit meinem Kollegen Tobias Reger verbracht«, erklärte Keller. »Wir haben bei mir zuhause Fußball geschaut. Tobias kann das bestätigen.«

Reger bestätigte jedes Wort.

Damit hatten sich die beiden Männer gegenseitig ein Alibi gegeben.

Nach drei Tagen standen die Ermittler praktisch vor dem Nichts.

II

Am Freitagabend lief im Fernsehen die neue Folge der Serie *Stadtklinik*.

Es war genau die Episode, die am Tag von Sven Hartmanns Tod gedreht worden war.

Hauptkommissar Stein saß nach Feierabend mit seiner zwölfjährigen Tochter Lara im Wohnzimmer. Sie war ein großer Fan der Serie und wollte die Sendung auf keinen Fall verpassen.

Stein selbst interessierte sich wenig für Arztserien. Er saß am geöffneten Fenster und dachte über den festgefahrenen Mordfall nach.

Plötzlich hörte er seine Tochter sagen:

»Ach ja, das hatten sie uns gesagt, Schade, ich sehe ihn immer so gerne«

»Worum geht es?«, fragte er.

»Martin Keller spielt heute gar nicht mit.«

Stein blickte zum Fernseher.

»Und?«

»Normalerweise ist er immer dabei. Aber in dieser Folge ist seine Figur verreist. Das wurde letzte Woche angekündigt.«

Der Kommissar runzelte die Stirn.

»Verreist?«

»Ja. Nach Hamburg. Deshalb kommt er heute überhaupt nicht vor.«

Stein richtete sich langsam auf.

»Nach Hamburg?«

»Klar!«, sagte Lara. »Das weiß doch jeder Fan.«

Der Hauptkommissar schwieg plötzlich.

Dann griff er zum Telefon.

III

Eine Stunde später sprach Stein mit dem Regisseur der Serie.

»Herr Keller hatte am Drehtag frei«, erklärte dieser. »Seine Figur war laut Drehbuch in Hamburg. Deshalb musste Martin gar nicht ans Set kommen.«

»Wissen Sie, was er an diesem Tag gemacht hat? Hat er vielleicht sogar die Stadt verlassen?«

Der Regisseur schüttelte den Kopf.

»Das weiß ich leider nicht. Martin spricht nur selten über sein Privatleben. Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, wie er seine freien Tage verbringt. Aber vielleicht kann Ihnen Susan Best weiterhelfen. Sie arbeitet gelegentlich als Komparsin bei uns. Sie scheint in Keller verliebt zu sein und weiß erstaunlich viel über ihn.«

Nach dem Telefonat machte sich Stein sofort auf den Weg zu Susan Best.

Zunächst erschien die junge Frau freundlich und hilfsbereit. Doch während des Gesprächs wurde dem Kommissar klar, dass ihr Interesse an Martin Keller weit über gewöhnliche Bewunderung hinausging.

Sie wusste, wann Keller gewöhnlich das Haus verließ, welche Cafés er besuchte und sogar, welche Strecke er häufig mit dem Auto fuhr.

»Woher wissen Sie das alles?«, fragte Stein.

Susan senkte kurz den Blick.

»Ich beobachte ihn manchmal«, gab sie schließlich zu.

Stein erkannte sofort, dass es sich nicht um harmlose Bewunderung handelte. Die Frau stalkte Keller seit Monaten.

»Am Abend von Sven Hartmanns Tod saß ich bereits um 17:00 Uhr in meinem Auto vor Martins Haus«, erzählte sie. »Ich wollte ihn sehen. Dann kam er heraus und fuhr los. Also bin ich ihm gefolgt.«

»Wohin?«

»Nach Prag.«

»Nach Prag?«

Susan nickte.

»Zu einer anderen Frau. Ich habe gesehen, wie er sie besuchte. Er verbrachte den Abend mit ihr.«

Für einen Moment wirkte sie gekränkt. Dann lächelte sie plötzlich.

»Aber er kam noch in derselben Nacht zurück. Da wusste ich, dass er sie nicht wirklich liebt. Sonst wäre er geblieben. Eigentlich liebt er mich. Er merkt es nur noch nicht. Ich bin immer für ihn da. Niemand liebt ihn so sehr wie ich – mehr als sich selbst.«

Stein schwieg. Die Frau wirkte beunruhigend, doch ihre Aussage war von großer Bedeutung.

Wenn Martin Keller am fraglichen Abend in Prag gewesen war, konnte er unmöglich gemeinsam mit Tobias Reger in München Fußball geschaut haben.

Stein verabschiedete sich und trat hinaus auf die Straße. Nun war er hellwach.

Das gegenseitige Alibi der beiden Schauspieler war hinfällig. Sie hatten gelogen. Und da Keller nachweislich nicht am Tatort gewesen sein konnte, fiel der Verdacht nun mit voller Wucht auf Tobias Reger. Doch weshalb sollte Keller seinen Kollegen decken?

IV

Die Antwort kam bereits am nächsten Morgen.

Keller brach während eines Verhörs zusammen.

»Ich war in Prag, bei meiner Freundin Tereza«, gestand er schließlich. »Den ganzen Abend. Tobias hat mich angefleht, ihm ein Alibi zu geben.«

»Warum haben Sie das getan?«

Keller senkte den Blick.

»Er hat mir zehntausend Euro bezahlt.«

Im Verhörraum wurde es still.

»Und weshalb brauchte Herr Reger dieses Alibi?«, fragte Stein.

Keller antwortete nicht.

Er musste es auch nicht.

Die Ermittler wussten die Antwort bereits.

Tobias Reger hatte behauptet, den Abend mit Martin Keller verbracht zu haben. Nun stand fest, dass Keller zur Tatzeit nicht einmal in München gewesen war.

Damit besaß Reger kein Alibi mehr.

Als die Beamten ihn mit den neuen Erkenntnissen konfrontierten, leugnete er zunächst alles. Doch nach mehreren Stunden gab er schließlich nach.

Er hatte Sven Hartmann am Abend in dessen Haus aufgesucht. Zwischen den beiden Männern war es wegen der Hauptrolle in der Serie, welche Sven Hartmann zunächst innehatte, zum Streit gekommen. Hartmann hatte Reger

nämlich angekündigt, er werde in der übernächsten Folge den Serientod sterben, sodass Reger den Chefarztposten in der Klinik und damit die Hauptrolle in der Serie übernehmen könne. Im Verlauf der Auseinandersetzung hatte Hartmann aber gesagt, er werde auf absehbare Zeit doch nicht den Serientod sterben, und Reger verlor schließlich die Kontrolle und tötete seinen Kollegen. Anschließend beseitigte er all seine Spuren.

Am Ende hatte ihn nicht die Spurensicherung überführt.

Nicht die Gerichtsmedizin.

Keine Überwachungskamera.

Es war die Bemerkung eines zwölfjährigen Mädchens vor dem Fernseher gewesen.

Und Hauptkommissar Stein musste später einräumen, dass seine Tochter den Fall gelöst hatte, während er nur zufällig daneben am Fenster gesessen hatte. Aber er hatte wenigstens die Ermittlungen zu einem erfolgreichen Ende gebracht.

Fremde DNA

I

Wer hatte Biene vergewaltigt und danach umgebracht?

Es musste jemand aus dem Ort gewesen sein, wie die Polizei zweifelsfrei feststellte. Natürlich kamen nur die Män-

ner infrage.

Hauptkommissar Stein hatte die Idee, alle Männer des Dorfes eine DNA-Probe abgeben zu lassen, denn man hatte Genmaterial in der Scheide der Dreizehnjährigen gefunden. Der Richter genehmigte Stein, dass er alle Männer, die es gewesen sein konnten, zum Test antreten ließ, und so waren die Verdächtigen nun gezwungen, den Test zu absolvieren, auch wenn sie es nicht wollten, aus welchen Gründen auch immer.

Boris, einer der verdächtigen Männer, musste sich nun eine Möglichkeit ausdenken, den Test zu umgehen, denn er wusste genau, wenn die Polizei seine DNA prüfte, war er geliefert.

Er hatte die Kleine in der letzten Woche angesprochen und zu sich nach Hause gelockt, wo er sie zuerst missbrauchte und dann erdrosselte. Anschließend fuhr er sie mit seinem Wagen zum nahen Baggersee, befestigte einen schweren Stein an ihrer Hüfte und versenkte sie in den Fluten.

Natürlich hatte er nicht damit gerechnet, dass die Feuerwehr mit Tauchern im See nach Biene suchen würde, und das so schnell, wie es dann geschehen war. Sie fanden nicht nur die Leiche des Mädchens, sondern der Rechtsmediziner fand in ihrer Scheide sogar noch brauchbare DNA von ihrem Peiniger.

Es durfte alles nicht wahr sein, aber jetzt saß er in der Klemme. Wenn er tatsächlich seine eigene DNA abgab,

dann hatten sie ihn am Haken. Was also sollte er tun?

II

Boris hatte eine gute Idee gehabt. Er bat seinen Freund Armin aus dem Nachbardorf, einen so guten Freund, dass er ihm sogar die Geschichte mit Biene erzählen konnte, um ein Taschentuch mit dessen Spucke. Er wollte seine eigene DNA-Probe, die er in der Turnhalle seines Heimatdorfes abgeben musste, manipulieren.

Armin hatte Biene natürlich nichts getan, und so würde Boris aus dem Schneider sein, wenn er Armins Probe abgab.

»Kein Problem«, sagte Armin, als Boris ihn um seine Hilfe bat, nahm ein Papiertaschentuch und spuckte hinein. »Die blöden Bullen werden dich nicht kriegen, Alter!«

»Du bist ein echter Kumpel, Armin«, sagte Boris gerührt und nahm das so präparierte Taschentuch entgegen. »Damit hast du mir den Arsch gerettet!«

»Wann musst du deine Probe abgeben?«, fragte Armin neugierig.

»Ich habe gehört, sie wollen um 12:30 Uhr mit allen durch sein«, antwortete Boris. »Ich muss langsam los, wenn ich nicht als Letzter drankommen will.«

»Na dann!«

Boris stieg in seinen Wagen und fuhr eilig zum Nachbardorf, wo der Test der Verdächtigen in vollem Gange war.

Er betrat die Turnhalle und fragte den Beamten an der

Tür, was er nun tun musste. Der Polizist sagte ihm, er solle sich hinten am Tisch ein Röhrchen holen, auf den Wattestab darin etwas Spucke geben und die Probe dann am Tisch daneben unter seinem Namen registrieren lassen.

Boris holte sich ein Röhrchen mit Wattestab und drehte sich kurz weg, ohne dass jemand mitbekam, was er tatsächlich tat. Er tunkte nämlich das Stäbchen heimlich in Armins Spucke. Das Taschentuch mit dieser trug er in der Hosentasche bei sich. Dann steckte er das Stäbchen zurück in das Glasröhrchen und ließ es schließlich am Nebentisch auf seinen Namen registrieren.

Als er die Halle endlich verlassen konnte, atmete er auf. Geschafft! Sie würden ihn niemals überführen können. Dafür hatte sein Freund Armin gesorgt.

III

Zwei Tage später, es war gerade 08:00 Uhr morgens, saß Boris bei sich zuhause beim Frühstück. Die Zeitungsschmierer schrieben, der DNA-Test in der Turnhalle habe nichts ergeben. Man vermute jetzt, dass der Täter doch von auswärts gekommen sei, obwohl dies eigentlich nicht möglich war.

Boris grinste und goss sich eine zweite Tasse Kaffee ein. Er hatte gewonnen; dank seines Freundes Armin war er heil aus der Sache herausgekommen.

Plötzlich klingelte es. Wer konnte das um diese Zeit sein?

Es klingelte noch einmal. Er ging und öffnete die Tür.

Draußen standen Hauptkommissar Stein und zwei Uniformierte. Boris erkannte den Kommissar und rief erstaunt: »Sie? Was ist denn?«

»Ich muss Sie bitten, uns zum Revier zu folgen, Herr Mallner! Es haben sich neue Anhaltspunkte im Fall Sabine Nickel ergeben, Sie wissen schon, die ermordete Dreizehnjährige. Nehmen Sie eine Zahnbürste und etwas Wäsche mit, es wird länger dauern!«

Boris packte die Dinge ein, wie es ihm der Kommissar geraten hatte, und war völlig außer sich. War er etwa doch aufgefliegen? Aber wie konnte das sein? Sie hatten doch seine DNA gar nicht bekommen. Und Armin hatte auch bestimmt nichts gesagt, da war er sicher.

IV

»Herr Stein, warum haben Sie mich mitgenommen?«, fragte Boris schließlich ärgerlich, als er mit dem Hauptkommissar und den Uniformierten im Auto saß. »Sie müssten doch anhand meiner DNA-Probe zweifelsfrei festgestellt haben, dass ich nicht der Vergewaltiger und Mörder von Biene bin!«

»Wir haben unter Ihrem Namen eine fremde DNA-Probe bekommen und können mit Sicherheit ausschließen, dass der Geber dieser Probe der Täter ist«, entgegnete der Hauptkommissar ruhig. »Die Probe, die Sie uns unter Ih-

rem Namen abgegeben haben, war manipuliert und stammte von Armin Rath, einem alten Bekannten, der wegen mehrerer Diebstähle und Schlägereien bei uns aktendkundig war, und dessen DNA wir folglich im System hatten.«

Da wurde Boris schwarz vor Augen, denn er wusste genau, was jetzt kommen würde.

»Da nun aber seine DNA von Ihnen abgegeben wurde – Ihren Namen hatten wir ja zugeordnet – wussten wir, dass nur Sie der Täter sein konnten, denn wer anders als der Mörder würde es für nötig befunden haben, andere DNA als seine eigene in unser Probenröhrchen zu schmuggeln?«, fuhr Stein fort.

Boris richtete den Blick auf den Boden.

»Nur um ganz sicherzugehen, werden wir nun auf dem Revier eine echte DNA-Probe von Ihnen nehmen, und ich bin mir sicher, wir wissen beide, was dabei herauskommt.«

Einen Tag später war das Ergebnis des echten Testes von Boris Mallner bekannt, und er konnte nun davon ausgehen, eine Reihe von Jahren dort zu verbringen, wohin ihn die Polizisten gebracht hatten.

Die Bilder des Herrn Herwig

I

Andreas war alarmiert. Er hatte gerade mit seinem Vater telefoniert, dem Fabrikanten Max Herwig, und dieser hatte plötzlich am anderen Ende der Leitung laut aufgestöhnt. Anschließend gab es einen Krach, als sei der alte Mann umgefallen und habe dabei den Hörer aus der Hand verloren. Ob sein Vater tot war?

Andreas war nun fast euphorisch. Der Alte war nun bereits dreiundachtzig Jahre alt und herzkrank. Jeder rechnete damit, dass er bald sterben würde. Aber er hielt auch in diesem Alter noch die Firmenleitung in seinen eigenen Händen, und sein Sohn war nur bei ihm angestellt.

Er musste zu seiner Villa fahren und zwei Drucke im Format 90 x 180 Zentimeter mitnehmen. Das sollte für ihn als Hobbymaler kein Problem sein, dachte Andreas. Er suchte im Keller und fand sehr schnell etwas Passendes.

Dann setzte er sich in sein Auto und machte sich auf den Weg zur Villa seines Vaters. Endlich hatte er die Chance, die Firma zu übernehmen. Daran würde ihn – sofern der Alte wirklich gestorben war – niemand hindern, auch seine Schwester Kerstin nicht. Er musste es nur geschickt anfangen, und deshalb hatte er die beiden Drucke mitgenommen.

II

Dreißig Minuten später kam Andreas Herwig bei der Villa seines Vaters an. Er stieg aus seinem Wagen und klingelte an der Haustür. Niemand öffnete. Dann nahm er seinen eigenen Hausschlüssel zur Hand, schloss die Tür auf und stürmte ins Innere der Villa. Im Flur stieß er auf die Leiche seines Vaters, der ein Messer im Rücken hatte und auf dem Bauch in seinem Blut lag. Er war offensichtlich beim Telefonieren von hinten erstochen worden.

Andreas lief voller Angst ins Wohnzimmer. Gott sei Dank, die beiden Bilder hingen noch an ihrem Platz!

Er holte die Drucke aus seinem Auto, nahm die Bilder von der Wand und hängte stattdessen die Drucke auf. Sie waren wohl doch etwas zu klein, aber das machte nichts. Jeder würde denken, dass sie schon immer dort gehangen hätten. Und Kerstin wusste nichts von den Bildern. Es war alles perfekt.

Als er fertig war, rief er die Polizei und den Rettungswagen. Die Bilder verstaute er in seinem Kofferraum. Kaum zwanzig Minuten später waren die Kriminalpolizei und der Notarzt vor Ort. Sie stellten den Tod des Fabrikanten fest und ließen ihn in die Rechtsmedizin bringen.

Irgendwie hatte auch die Presse Wind von der Angelegenheit bekommen. Mehrere Reporter schossen Fotos, als der Industrielle abtransportiert wurde. Andreas jedoch untersagte ihnen, diese Fotos in den Zeitungen zu bringen, was

sie zähneknirschend akzeptierten.

Nachdem der zuständige Kommissar Andreas vernommen hatte, durfte dieser nach Hause fahren, was er sich natürlich nicht zweimal sagen ließ. Unterwegs stellte er das Radio an und sang vor lauter Freude die Lieder laut mit. Nun würde er das Vermögen seines Vaters allein besitzen, er, der immer wieder von ihm gedemütigte Sohn.

III

Kerstin würde sich mit der Hälfte des Erlöses aus dem Verkauf der Villa und einer Abfindung von 500 000 EUR für ihre Anteile aus der Firma zufriedengeben. Das hatte ihm ihr Anwalt zugesichert.

Andreas war sehr zufrieden. Seine Schwester, ihres Zeichens verheiratete Lehrerin mit Kindern, wohnhaft im Norden der Republik, knapp fünfhundert Kilometer entfernt, hatte ihn zunächst angerufen, als sie vom Tod ihres Vaters erfuhr.

Er sagte ihr am Telefon, die Firma sei nach Abzug aller Verbindlichkeiten etwa eine Million wert, und das Haus wolle er verkaufen und mit ihr den Erlös teilen.

Sie hatte darauf bestanden, dass ihr Anwalt die Angelegenheit prüfte. Da dieser jedoch – genau wie sie selbst – nichts von den Bildern musste, in welche der Alte sein Geld investiert hatte, gab er grünes Licht, und so kam der Deal der Geschwister zustande.

Es war der helle Wahnsinn. Er hatte in Internet nachgesehen, und die Bilder, die sein Vater einst für knapp zwei Millionen gekauft hatte, waren heute das Sechsfache wert. Picasso kostete inzwischen eben!

Und niemand, auch nicht die Polizei, wusste davon, dass sein Vater zwei Picassos besessen hatte.

Andreas goss sich einen zweiten Whiskey ein und zog genussvoll an seiner Havanna. Es war zu schön, um wahr zu sein. Er war jetzt stinkreich!

IV

Monate später hatte die Polizei den Mord an Max Herwig aufgeklärt. Ein ehemaliger Angestellter seiner Firma hatte ihn aus Rache getötet, weil er ihm wegen des Verrats eines Firmengeheimnisses vor Jahren fristlos gekündigt und dafür gesorgt hatte, dass er nirgendwo sonst wieder einen Job bekam.

Andreas Herwig aber hatte inzwischen die Villa seines Vaters verkauft, das Geld mit seiner Schwester geteilt und ihr die 500.000 Euro aus der Firma überwiesen.

Die Bilder aber behielt er in seinem Keller, denn es war abzusehen, dass sie mit jedem Jahr wertvoller werden würden.

Als er am Morgen nach der Verhaftung des Täters am Frühstückstisch saß, genüsslich an seinen Kaffee nippte und die Zeitung aufschlug, dachte er an nichts Böses. Doch

was war das?

Er schaute mehrmals hin und konnte es nicht fassen. Die Zeitung hatte offensichtlich zwei Artikel über seinen Vater verwechselt. So hatte man wohl ursprünglich über die Aufklärung des Mordes berichten wollen. Stattdessen aber hatte man einen Artikel über Max Herwig und seine beiden Picassos veröffentlicht, den man vor Jahren produziert, dann aber nicht gebracht hatte, weil der Fabrikant es verbot, da er nicht das Ziel von Räubern werden wollte.

Der Artikel musste auf dem Rechner eines Redakteurs geschlummert haben und jetzt versehentlich an der Stelle des Artikels über die Aufklärung des Mordes an Max Herwig gedruckt worden sein. Andreas ahnte schon, dass ihm dieser Zufall große Probleme bereiten würde.

Karottensalat

I

Helena überlegte einen Moment. Ihre Freundin Sophie war kurz bei ihr gewesen und hatte sie gebeten, ihr gegenüber ihrem Mann ein Alibi zu geben. Sophie hatte seit einigen Wochen einen Freund, von dem ihr Mann nichts wissen durfte, da er sehr eifersüchtig war und eine Affäre seiner Frau sicher nicht toleriert hätte.

Außerdem besaß Max, so hieß der Mann ihrer Freundin,

in deren Ehe das Geld, das er ihr wohl gnadenlos entzogen hätte, wenn er von ihrem Freund wüsste. Das Ganze war schon so schwierig und gefährlich für Sophie, denn Max kontrollierte sie, wann immer er konnte.

Heute zum Beispiel brauchte Sophie wieder ein Alibi, denn sie traf sich mit ihrem Freund. Max sagte sie hingegen, sie gehe mit Helena shoppen und anschließend werde diese für beide kochen.

Womit die beiden Frauen nicht gerechnet hatten, war, dass Max bei Helena anrief und fragte, ob Sophie noch da sei. Helena musste verneinen und beruhigte Max, indem sie sagte, seine Frau sei noch einmal kurz alleine in die Stadt gefahren und müsse in einer halben Stunde zu Hause sein. Dann rief sie Sophie an und berichtete. Diese verließ eilig das Liebesnest und fuhr auf dem schnellsten Weg nach Hause, damit Max keinen Verdacht schöpfte.

Ganz beiläufig stellte Max der Freundin seiner Frau während des Telefongesprächs noch eine andere Frage, nämlich, was die beiden Frauen zu Mittag gegessen hätten. Helena sagte, sie hätten Salat gegessen, frischen Karottensalat, angemacht mit Zitrone und Öl und dazu Wild und Kartoffeln.

Sie wusste nicht, ob sie einen Fehler machte, als sie dieses Essen erfand, denn Sophie war Allergikerin und durfte nicht alles essen. Da sie aber schon früher einmal tatsächlich zusammen gegessen hatten, nämlich Rehbraten, Erbsen- und Karottengemüse und Kartoffeln, dachte Helena, sie

habe schon keinen Fehler gemacht. Schließlich unterließ die wackere Freundin weiteres Grübeln und beschäftigte sich mit ihrem Buch, das sie heute gerne zu Ende lesen wollte.

II

Max war nach dem Telefonat mit Helena außer sich. Er konnte sich nun nahezu sicher sein, dass Sophie nicht bei Helena zu Mittag gegessen hatte, ja, dass sie überhaupt nicht bei ihrer Freundin gewesen war. Der Grund für diese Lüge der beiden Frauen konnte nur sein, dass Sophie einen anderen Mann hatte, das war Max sonnenklar.

Und warum war er sich so sicher, dass Sophie nicht bei Helena gegessen hatte? Ganz einfach! Sophie war Allergikerin und konnte nicht alle Speisen vertragen. So hatte sie zum Beispiel eine Allergie gegen rohe Karotten, die sie ja angeblich bei ihrer Freundin gegessen hatte.

Max wusste genau, dass sie – wären ihr rohe Karotten vorgesetzt worden – diese sicherlich nicht angerührt hätte, weil sie darauf ausgesprochen empfindlich reagierte. Sicher, in gekochtem Zustand konnte Sophie dieses Gemüse essen, das machte ihr nichts aus, aber roh konnte dessen Genuss für sie dramatische Folgen haben.

Aber Max wurde nicht wütend und sann auf Rache, wie es ein Macho sicher getan hätte, sondern er wurde traurig, dass Sophie ihn dermaßen hinterging. Als er eine Weile darüber nachdachte, rannen ihm sogar einige Tränen über die

Wangen.

Was war er doch für ein verdammtes Weichei, dachte er bei sich und schüttelte den Kopf. Er war so fertig, dass er tatsächlich daran dachte, sich das Leben zu nehmen. Ohne seine Liebe zu Sophie hatte seine Existenz ihren Sinn verloren, das wusste er nur zu genau. Sämtliche Lebensfreude war dahin.

Dann aber raffte er sich auf und dachte nach. Wenn er Sophie schon nicht behalten konnte, dann sollte sie auch kein anderer haben, schon gar nicht so ein hergelaufener Gigolo. Nach einer Weile hatte er eine Idee, und schon bald war sein Plan gefasst. Ja! Genau das würde er nun tun!

III

Wochen später war Sophie zu Hause und kochte für sich und Max einen Bohneneintopf. Da kam Max vom Arzt zurück und war offenbar völlig von der Rolle. Sophie verließ für einen Moment die Küche und fragte ihren Mann, was denn geschehen sei.

»Ach, Schatz, es ist furchtbar!«, erwiderte Max, der aschfahl im Gesicht war. »Es ist zu Ende!«

»Was ist zu Ende?«, fragte Sophie, die schon ahnte, dass der Arzt Max eine schlimme Diagnose gestellt hatte.

»Doktor Wenger hat mir heute eröffnet, dass ich an einem fortgeschrittenen Hirntumor leide, der nicht mehr operabel ist und schon eine Reihe von Metastasen gestreut hat. Herr

Wenger gibt mir nur noch maximal zwei bis drei Monate. Außerdem kann ich damit rechnen, dass in wenigen Tagen Schmerzen einsetzen werden, die immer schlimmer werden und am Ende selbst mit den stärksten Schmerzmitteln nicht mehr auszuhalten sind.«

Obwohl Sophie einen Freund hatte, liebte sie auch ihren Mann Max noch, und er tat ihr leid. So nahm sie ihn in den Arm und küsste ihn auf die Stirn.

»Können wir denn gar nichts mehr tun, Max?«

Ihr Mann löste sich aus ihrer Umarmung und schüttelte den Kopf. »Keine Chance, Schatz! Es ist aus!«

Dann setzte er sich mühsam auf einen Küchenstuhl und schnaufte. Schließlich sagte er: »Sophie, ich wüsste, wie du mir einen letzten Dienst erweisen könntest!«

Völlig außer sich fragte seine Frau: »Welchen letzten Dienst?«

»Wir beiden könnten nach Holland in ein Hotel fahren, und du könntest mich dort mit Schlaftabletten töten«, antwortete ihr Mann. »Würdest du das für mich tun?«

»Ich nehme an, du willst mit mir nach Holland, weil dort die Tötung auf Verlangen legal ist, oder?«

»Genau! Niemand würde dich für etwas zur Verantwortung ziehen, was ich selber will. Das wäre nur gerecht. Ich würde natürlich vorher bei meinem Anwalt ein Schreiben hinterlegen, in welchem ich dir bestätigte, dass ich den Tod durch deine Hand wollte. Damit und natürlich mit der Diagnose von Doktor Wenger wärest du aus dem Schneider

und müsstest nicht ins Gefängnis. Hier bei uns in Deutschland hingegen würdest du dafür bestraft. Was ist, bist du einverstanden?»

Sophie küsste ihren Mann auf den Mund und sagte: »Sicher, Max! Ich tue alles für dich, und wenn ich dir so ein furchtbares Leiden ersparen kann, bin ich natürlich sofort dabei. Besorge du uns die nötigen Schlafmittel und buche das Hotel in den Niederlanden. Ich komme selbstverständlich mit.«

IV

Etwa eine Woche später hatte Max alle Vorbereitungen getroffen, und das Ehepaar fuhr nach Zandvoort, wo die beiden in den letzten Jahren manchmal Urlaub gemacht hatten.

In einem wunderschönen Hotel, in dem sie schon mehrmals abgestiegen waren, sollte es stattfinden. Sie machten noch einige Spaziergänge am Strand, aßen Eis und saßen in Bars herum, und Max fühlte sich noch einmal wohl mit seiner Frau, die ihn so viele Tränen gekostet hatte.

Endlich aber war es so weit. Am Abend setzte sich Max in den Sessel in ihrem Hotelzimmer, und Sophie mixte zwei Drinks. Max leerte seinen bis auf den letzten Zug und schlief dann ein. Am nächsten Morgen war Max tot und seine Frau rief die Polizei, die in kurzer Zeit im Hotel aufkreuzte.

»Tut mir leid, Frau Best«, sagte Kommissar Straaten von der holländischen Polizei, nachdem er Sophie längere Zeit im Verhörraum allein gelassen und mit Deutschland telefoniert hatte. »Weder Doktor Wenger noch der Rechtsanwalt Ihres Mannes, Herr Nüsslein, bestätigen Ihre Angaben, und so können wir leider nicht davon ausgehen, dass Ihr Mann einen unheilbaren Tumor hatte und freiwillig aus dem Leben scheiden wollte, um den damit einhergehenden Schmerzen zu entgehen.«

»Aber Max hat doch gesagt, der Doktor hätte ihm diese Diagnose gestellt«, sagte Sophie Best erregt. »Und er wollte deshalb sterben, ganz gewiss, oder warum hätte er sich sonst von mir vergiften lassen? Wer stirbt denn absichtlich, wenn er nicht muss? Können Sie mir das erklären, Herr Kommissar?«

»Ich denke nicht, dass Ihr Mann mit Ihnen in unser schönes Land gereist ist, weil er wollte, dass Sie ihn hier straffrei auf seinen Wunsch hin töten, denn für so eine Absicht Ihres Gatten spricht nicht ein Indiz. Ich glaube vielmehr, er wollte ihr hier mit Ihnen Urlaub machen, und Sie töteten ihn, weil Sie hofften, dann mit Ihrem Freund von seinem Geld gut leben zu können.«

Völlig perplex schüttelte Sophie den Kopf. »Er wusste von meinem Freund?«

»Offenbar schon, Frau Best, denn er hat bei seinem Anwalt ein Testament hinterlegt, nach welchem Sie nichts von seinem Geld erben. Als Grund gab er an, Sie würden ihn

betrügen, was er satthabe. Außerdem, so sagte mir Herr Nüsslein, habe Ihr Mann daran gedacht, sich in nächster Zeit scheiden zu lassen.«

Völlig außer sich wurde Sophie Best wegen Mordes angeklagt und zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt. So hatte der arme Max, der ohne sie nicht leben konnte, seinem Tod einen Sinn gegeben.

Das Geständnis

I

Christoph Auerberg war Maler, genauer gesagt Aktmaler. Er hatte mehr als 200 Akte junger Frauen gezeichnet. Allerdings verkaufte er nur selten eins seiner Bilder und dann für wenig Geld, denn er war zwar gut, aber weitestgehend unbekannt. Deshalb war er arm und musste für seinen Lebensunterhalt neben seiner Malerei noch als Busfahrer arbeiten, damit er überhaupt über die Runden kam.

Einzig sein Freund Jacky Bechta, der für ein großes Boulevardblatt Artikel über die Sensationen des Alltags in der Hauptstadt verfasste, glaubte an ihn, schätzte seine Bilder und hätte ihm gerne geholfen, bekannter zu werden und von der Malerei leben zu können.

»Ich könnte mich sofort in jede Frau verlieben, von der du

einen Akt gezeichnet hast«, sagte er immer zu Christoph, um ihn ein wenig aufzumuntern.

Er kaufte ihm auch zwei oder drei seiner Bilder ab, zu einem guten Preis, aber mehr davon konnte er in seiner Eigentumswohnung nicht aufhängen, sodass diese Verkäufe an Jacky für Christoph Auerberg nur der Tropfen auf den heißen Stein blieben. Die beiden überlegten, wie es möglich wäre, Christoph Auerberg so bekannt zu machen, dass sich seine Bilder gut und teuer verkaufen ließen, doch zunächst fiel keinem von ihnen die Lösung dieser Frage ein.

Dann aber hatte der Maler selbst eine Idee und fragte seinen Freund, was er davon hielt.

»Jacky, hör zu, ich habe da so eine Idee gehabt, wie ich bekannter werden und meine Bilder zu Verkaufsschlagern werden könnten.«

»Erzähl schon, Christoph!«

»Du hast doch Ende der 90er-Jahre in deiner Zeitung über die Mordserie eines Frauenmörders berichtet, den man aber nie gefasst hat, soweit ich mich erinnern kann.«

»Stimmt! Und?«

»Was wäre, wenn ich mich zu diesen Morden als Täter bekennen würde? Ich glaube, das ginge durch alle Zeitungen und Rundfunk und Fernsehen, und ich wäre mit einem Schlag weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannt. Ich schätze, dann wären meine Bilder sofort Millionen wert, und ich hätte nie wieder Schwierigkeiten, etwas zu verkaufen.«

»Aber die Polizei würde dich verhören und Einzelheiten von dir zu diesen Taten wissen wollen. Allerdings ...!«

Jacky hatte eine Idee, und er dachte einen Augenblick lang über etwas nach, was Christoph nicht einmal erahnte.

»Du denkst wahrscheinlich das, was sich auch denke. Du hast damals über die Taten genauestens recherchiert und berichtet. Hast du das Material noch?«

»Genau daran habe ich gedacht, Christoph. Ich kann dir mein gesamtes Material zur Verfügung stellen, sodass du genau über die neun Frauenmorde der Serie Bescheid weißt, wenn du alles liest. Mann, das ist eine grandiose Idee. Aber eine Frage habe ich noch: Wie kommst du hinterher wieder frei, wenn man dich für die Taten weggesperrt hat?«

»Das lass mal meine Sorge sein, Jacky. Ich werde mich schon absichern, das darfst du mir glauben. Und wenn am Ende herauskommt, dass alles nur ein Bluff war, werde ich nur noch bekannter sein als vorher schon. Ich finde, meine Idee hat was.«

II

Jacky Bechta stellte seinem Freund das gesamte Material über die Morde, die Frauen, den Täter und seine Spuren sowie die Tatorte zur Verfügung. Aufgrund dieses Materials hatte er damals sehr fundiert über den Serienmord berichtet, was seiner Zeitung Millionenauflagen bescherte.

Christoph Auerberg las sich ein und verschlang die Unterlagen des Journalisten regelrecht, um vor der Polizei und danach vor Gericht glaubhaft zu wirken. Nur so war garantiert, dass man sein Geständnis für echt hielt und dass die Presse sich erneut auf den Fall und ihn als Hauptperson stürzen würde.

Der Maler lernte schließlich alle Fakten so gründlich auswendig, als würde er sich auf ein Staatsexamen vorbereiten und konnte am Ende jede Frage, die man ihm stellen würde, beantworten. Zwei Monate verbrachte er mit dem Auswendiglernen, und als er sich endlich sicher genug fühlte, ging er zur Polizei.

Nach tagelangen Verhören war sich der ermittelnde Hauptkommissar, Wolf Ehrenberg, sicher, dass Christoph Auerberg der Mörder der Frauen war. Zu genau für einen Lügner kannte er die Frauen, die Tatorte und die Tathergänge. Ehrenberg bat den leitenden Staatsanwalt um einen Haftbefehl, und dieser freute sich, endlich die Anklageschrift vorbereiten und den für sein Empfinden »irren« Serienkiller hinter Gitter bringen zu können.

Am Ende triumphierte doch die Gerechtigkeit, und der Täter konnte nicht ohne die Sühne seiner Taten auskommen, da sein Gewissen dies nicht mitmachte. Zumindest hatte der Killer sich so ausgedrückt, als er mit Ehrenberg redete. Für solche Tiere wie diesen Maler war jede Strafe zu wenig, die das Strafgesetzbuch der Bundesrepublik vorsah,

so dachte zumindest der Staatsanwalt.

Aber er war sicher nicht allein mit dieser Ansicht. Das wusste er von vielen Kollegen und auch aus der Presse. Nicht wenige würden solch einen Killer gern einen Kopf kürzer machen, wie es z.B. in verschiedenen Staaten der USA geschah. Aber er würde zumindest auf Sicherheitsverwahrung drängen, das war klar. So einer durfte nie wieder auf die Menschheit losgelassen werden. Auf keinen Fall.

III

»Christoph Auerberg erhält eine lebenslängliche Haftstrafe mit anschließender Sicherheitsverwahrung«, sagte der Pressesprecher des Gerichts zu den draußen wartenden Journalisten, nachdem das Gericht sein Urteil gefällt hatte. »Das Geständnis des Angeklagten und sein genaues Wissen über Taten und Tatumstände haben das Gericht veranlasst, dem Antrag der Staatsanwaltschaft in jeder Hinsicht nachzukommen.«

Minuten später wurde der Verurteilte in Handschellen aus dem Gerichtssaal geführt, und die Meute der wartenden Fotografen und Fernsehleute machte ihre Bilder von diesem Schauspiel. Der »malende Mörder« war nicht nur in der Hauptstadt Tagesgespräch, sondern in der ganzen Republik und über ihre Grenzen hinaus.

Wie in solchen Fällen durchaus üblich, lebte auch jetzt wieder die Frage nach härteren Strafen für Serientäter auf,

und jedes Kind kannte auf einmal den Namen Christoph Auerberg.

Man fragte sich sofort, auch in den sogenannten Künstlerkreisen, ob Auerberg tatsächlich auch Aktzeichnungen von seinen Opfern angefertigt hatte, wie es das Gerücht besagte. Plötzlich waren die Bilder des Killers interessant, und ihr Preis wuchs ins Unermessliche. Innerhalb weniger Monate waren sämtliche Akte des »malenden Mörders« ausverkauft, und der Verkauf hatte Unsummen erbracht.

Christoph Auerberg hatte also sein erstes Ziel zu hundert Prozent erreicht, war eine Berühmtheit geworden und verkaufte all seine Werke teuer. Aber was konnten ihm diese Erfolge nutzen, wenn er dafür im Gefängnis bleiben musste und nie wieder freikam? Als Jacky Bechta jedoch, der ihn dort besuchte, nach dieser Tatsache fragte, lächelte der Maler nur und sagte geheimnisvoll: »In einem halben Jahr werde ich wieder ein freier Mann sein, da bin ich mir sicher. Mach dir keine Sorgen, Jacky.«

Der Journalist machte sich tatsächlich keine Sorgen, aber aus einem ganz anderen Grund, was sein Freund erst später realisieren sollte.

IV

Exakt ein halbes Jahr später wollte Christoph Auerberg den zweiten Teil seines ausgeklügelten Plans in die Tat umsetzen, das hieß, er wollte die Juristen zwingen, den Fall neu

aufzunehmen und ihn freizulassen.

Er ließ seinen Verteidiger in das Gefängnis rufen und teilte ihm mit, dass er für alle Taten ein Alibi habe, das er auch mit Beweisen und Zeugenaussagen belegen könne. Sein Verteidiger war baff, denn er erfuhr erst jetzt, dass sein Klient nur deshalb die Taten gestanden hatte, weil er berühmt werden und als Maler Erfolg haben wollte.

Christoph Auerberg bekam ein neues Verfahren, und in diesem sagten diverse Zeugen für ihn aus, dass er zu den Zeiten, in denen die Morde begangen worden waren, am Unterricht der Kunsthochschule teilgenommen hatte. Die Taten waren fast alle vormittags zwischen 10:00 Uhr und 11:00 Uhr verübt worden, und da saß der Maler in den Seminaren der Kunstprofessoren.

So hatte Christoph Auerberg nun für acht der neun Morde ein perfektes Alibi. Der neunte Mord aber war am Nachmittag verübt worden, was Auerberg erst jetzt so richtig realisierte. Er überlegte eine Weile. Dann aber fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

»Ich weiß aus den Notizen meines Freundes Jacky Behta, die es mir erst möglich machten, so exakte Aussagen zu den Tatumständen zu machen, dass der siebte Mord am Nachmittag verübt wurde. Jacky hat in seiner Akte zum siebten Mord der Serie an den Rand die Bemerkung geschrieben:

Die Tat wurde gegen 15:00 Uhr am Nachmittag des 16.08.1996 verübt. Warum schweigt die Polizei gegenüber

der Presse davon? Ich darf davon nichts in meinem Artikel erwähnen. Außerdem hat man Siegellack an der Hand des Opfers gefunden. Siegellack!

Dies zeigt mir, dass Jacky über diese Tat informiert war und Wissen hatte, das nur der Polizei und dem Täter bekannt war. Allerdings kann ich Jacky selbst ein Alibi die für die Tatzeit geben, das auch mich selbst entlastet. Wir waren nämlich zu dieser Zeit auf dem Weg zu einem Besuch bei unserem gemeinsamen Freund Thomas Albus, einem Frankfurter Maler, und zwar in seiner Heimatstadt.«

Das Gericht lud Jacky Bechta als Zeugen vor und konfrontierte ihn mit der Aussage seines Freundes. Jacky dachte eine Weile nach. Dann sprach er: »Wertes Gericht, ich will Ihnen nun die Wahrheit erzählen. Ich habe zu keiner Zeit vor dem heutigen Tag davon gewusst, dass der siebte Mord der Serie sich von den anderen in der Tatzeit unterschied und dass allein bei dieser Tat an der Hand des Opfers Siegellack gefunden wurde. Ich kann Ihnen meine Unterlagen zu dem Fall vorlegen und damit beweisen, dass ich damals kein Täterwissen hatte. Woher auch?«

Damit legte er dem Gericht seine Akten zu der fraglichen Tat vor, und es gab darin tatsächlich keine Spur von Randnotizen. Außerdem bestätigte er nur, dass er selbst das erwähnte Alibi vorweisen könne, nicht aber Christoph Auerberg, der damals nicht mit nach Frankfurt gefahren sei. Ihren gemeinsamen Freund Thomas Albus konnte das Ge-

richt dazu nicht mehr befragen, denn er war vor zwei Jahren gestorben.

»Du Miststück!«, entfuhr es Christoph Auerberg. »Und ich hielt dich für meinen Freund!«

Schließlich bestätigte der Ermittler von damals die Tatsache, dass die siebte Tat der Serie erst um 15:00 Uhr am Nachmittag verübt wurde und sagte außerdem, dass bei diesem Fall auch noch andere Dinge anders gewesen wären, als bei den acht weiteren Taten, sodass die Polizei davon ausgegangen sei, dass hier ein Trittbrettfahrer am Werk gewesen sein musste. Dies hatten die ermittelnden Beamten jedoch bis zum heutigen Tag geheim gehalten, und sie waren sicher, dass darüber auch nichts an die Öffentlichkeit gelangt war. Auf die Frage des Gerichts, was denn in diesem speziellen Fall sonst noch anders gewesen sei, antwortete der inzwischen pensionierte Beamte, man habe an der Hand der Toten Spuren von Siegelack gefunden und außerdem sei die Frau vor der Vergewaltigung heftig geschlagen worden, was in den anderen Fällen nicht so gewesen sei.

Seiner Meinung nach habe also der Angeklagte tatsächlich Täterwissen, da außer der Polizei nur der Täter von den Dingen gewusst haben konnte, die er soeben dargelegt habe.

Ein Raunen ging durch den Gerichtssaal.

Nach einer längeren Pause wurde das Urteil verkündet. Christoph Auerberg wurde von acht der neun Morde frei-

gesprochen, der neunte Mord beziehungsweise der siebte der Reihe jedoch wurde ihm angelastet, da er Täterwissen gehabt habe, wie die Polizei aufdeckte. Er wurde also für diesen Mord zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt und musste zurück ins Gefängnis.

V

Nach langer Zeit bekam er im Gefängnis Besuch von der Frau seines gerade verstorbenen Ex-Freundes Jacky Bechta. Sie händigte ihm einen Brief aus. Er enthielt folgendes Geständnis: Jacky hatte den Titel eines Barons von Bechta von seinem Vater geerbt, ihn aber freiwillig abgelegt, weil er aufgrund seiner Leistung etwas sein wollte und nicht wegen eines Titels. Er schrieb in den 90er-Jahren für seine Zeitung mit großem Erfolg über den Serienmörder, der insgesamt acht Frauen vergewaltigte und tötete, aber nie gefasst wurde. Zur Zeit des siebten Mordes der Serie war er mit Christoph Auerberg in Frankfurt am Main, also 500 km entfernt, um dort den gemeinsamen Freund zu besuchen.

Allerdings erfuhr er später von seiner Mutter, dass sie wusste, dass sein eigener Vater zu dieser Zeit eine Frau vergewaltigte und umbrachte und diese Tat dem Serienkiller in die Schuhe schob.

Deshalb war er über den Tatzeitpunkt informiert und wusste außerdem, dass sein Vater mit Siegelack und Siegelring hantierte, denn er legte im Gegensatz zu ihm sehr

viel Wert auf seinen Titel und die damit verbundenen Privilegien. Zudem war sein Vater auch gegen seine Mutter gewalttätig und verprügelte sie, wann auch immer sie nicht so wollte wie er. Also passte alles. Jacky aber durfte ihn nicht verraten, bevor seine Mutter starb, das musste er ihr versprechen. Nun aber könne er diese Aussage machen, denn seine Mutter und sein Vater seien nahezu gleichzeitig gestorben. Zum Beweis für die Schuld seines Vaters habe er den Siegellack sichergestellt, den er Ende der 90er-Jahre benutzte, und er sei sich sicher, dass eine kriminaltechnische Untersuchung ergeben werde, dass es sich dabei um denselben Lack handle, den man an der Hand des siebten Opfers gefunden habe.

Das Gericht ordnete nach dieser neuerlichen Wendung die Untersuchung des Siegellacks an und sprach Christoph Auerberg anschließend auch für diesen Fall von der Tat frei. Mit etwa dreiundsechzig Jahren kam er dann endlich aus dem Gefängnis und starb zwei Jahre später als reicher Mann. Der Mörder der anderen acht Frauen wurde nie gefasst.

